

11. September 2009

Lieber tot als in Baumettes

Der Blick auf die Mauer verstört. Das Bollwerk ist dreimal so groß wie ein ausgewachsener Mann und so lang, dass man es nach zehn Minuten Fußmarsch immer noch nicht abgeschritten hat. Monster glotzen herunter. Der Bildhauer Antoine Sartorio hat sie geschaffen. Jede Figur symbolisiert eine der sieben Todsünden: Habgier, Neid, Völlerei, Hochmut, Jähzorn, Wollust und Trägheit. Willkommen im Süden von Marseille, willkommen in Baumettes.



Unwürdige Zustände, Präsident Sarkozy will keine Milde walten lassen. | Foto: dpa

Verstörender als die Mauer ist das, was dahinter passiert. Pierre Lavabre, der Vorsitzende des Bürgervereins von Baumettes, beschreibt es als ein Leben in einer anderen Welt: "Eine schlimme Welt, in der sich alle drei, vier Monate jemand umbringt". Der 60-Jährige steht unter dem Monster der Völlerei und stopft Kartons in einen Altpapiercontainer. "Wir verdrängen es, so gut es eben geht." Die Selbsttötungen sind dokumentiert. Drei Männer, 38, 24 und 37 Jahre alt, haben sich in diesem Jahr erhängt. Der Erste brachte sich am 3. Januar um, der Zweite am 4. April, der Dritte am 17. August.

Nur in Moldawien sind die

**Haftbedingungen
schlimmer.**

Hinter der Mauer liegt nicht die Hölle, sondern ein Gefängnis: das 1936 eröffnete Strafvollzugszentrum Baumettes. Als Schande hat Staatschef Nicolas Sarkozy die Zustände in Frankreichs Gefängnissen bezeichnet. In Baumettes ist Platz für 1373 Insassen, zurzeit drängen sich 2000 Häftlinge in den Zellen.

Der Menschenrechtskommissar des Europarats, Alvaro Gil-Robles, protestierte bereits 2005 gegen die Haftbedingungen. "Das ist ein abscheulicher Ort", sagt er nach einer Besichtigung. "Mit Ausnahme von Moldawien habe ich niemals zuvor entsetzlichere Haftbedingungen erlebt." Selbst Investitionen in Milliardenhöhe würden nicht helfen, menschenwürdige Verhältnisse zu schaffen.

In vielen anderen französischen Gefängnissen ist es um die Menschenwürde nicht besser bestellt. Fast alle sind überbelegt. Allenthalben scheint die Überzeugung vorzuherrschen, dass der Verlust der Freiheit nicht Strafe genug ist, nur wer leidet, habe Erlösung verdient.

Auf der anderen Seite der Mauer scheint die Welt noch in Ordnung zu sein. Häuschen mit

zinnoberroten Ziegeldächern und ockerfarbenen Fassaden ziehen sich den Hügel hinauf. Schirmpinien spenden Schatten, verströmen ihren Duft. Kinder tollen durch Vorgärten, Erwachsene schauen von der Terrasse aus zu. Der gehobene Mittelstand hat sich hier niedergelassen, Menschen wie Pierre Lavabre, ein Atomingenieur im Ruhestand. Allein die Aussicht mag das Glück schmälern. Von oben fällt der Blick auf Straßenzüge füllende Betonquader mit vergitterten Fenstern, auf Papier-, Plastik- und Stofffetzen, die sich an Stromkabeln verhakt haben und im Wind flattern.

Vielleicht lässt sich dieses Bild ja ausblenden, verdrängen, wie Pierre Lavabre erzählt hat. Wobei dies nach Feierabend leichter gelingt als morgens. Um acht Uhr früh beginnt die Besuchszeit. Dann wird es laut. Vor einem in die Gefängnismauer eingelassenen Eisentor ruft ein Mann im Kasernenhoftone den angemeldeten Besucher auf. Nach jedem Namen kommt Bewegung in die Gruppe. Der Genannte meldet sich, verschwindet im Tor.



Hinter dieser Mauer ist die schlimmste aller französischen Haftanstalten: Les Baumettes im Süden von Marseille | FOTO: AFP / DPA

Fabienne Thevenin kennt diese Prozedur zur Genüge. Dutzende Male hat sie sich unter die Wartenden gereiht, hat verflucht, dass die Angehörigen auf der Straße warten müssen, hat gescholten, dass es nicht einmal Toiletten gibt. Die Mutter von vier Kindern ist trotzdem gekommen. Sie hat ihren Lebensgefährten besucht, der betrunken Auto gefahren ist und jemanden überfahren hat. Sie hat draußen gewartet, ihre Papiere abgegeben, drinnen gewartet. Sie ist durch Abfall gewatet, barfuß durch Metalldetektoren geschritten, hat Toiletten ohne Papier benutzt und Waschbecken ohne Seife. "Wir Besucher sollen offenbar mitbestraft werden", sagt die 46-Jährige. Dabei könnten fürsorgliche Angehörige am ehesten dazu beitragen, dass die Selbsttötungen verhindert werden.

Der Lebensgefährte von Fabienne Thevenin, ein Bibliothekar, hat sich nicht das Leben genommen. Aber er hat Höllenqualen durchgestanden. Gleich am ersten Tag wurde er von einem Zellengenossen mit der Gabel angegriffen: Er werde ihm ihm die Augäpfel herauskratzen, wenn er ihm nicht sein ganzes Geld gebe. Drei Monate musste der Bücherliebhaber die Zelle mit dem Angreifer teilen. Als der Verkehrssünder nach gut einem Jahr aus dem Gefängnis kam, war er alkoholabhängig und depressiv.

Was Thevenins Lebensgefährten widerfahren ist, ist Alltag im Gefängnis. Der Arzt Marangone Hai-Duong wird tagtäglich mit der Enge und der Gewalt konfrontiert. Im Gefängnis fühle er sich wie in der Metro, erzählt der 32-Jährige, überall Halbdunkel, überall Gedränge. In einer neun Quadratmeter großen Zelle hausten drei, manchmal sogar vier Häftlinge. Auf jeder Etage führe der Stärkste ein grausames Regiment, treibe Geld ein, manchmal im Bunde mit bestechlichen Aufsehern. Wer sich nicht füge, sich gar beschwere, werde zusammengeschlagen und vergewaltigt. Für Geld bekomme man alles: Drogen, Alkohol, Fernseher, Handys. Das Personal schritte nur selten ein. "Du wirst zusammengeschlagen, du schreist, klopfst, brüllst – und merkst, keiner hört dich, keiner

hilft dir", zitiert der Arzt einen seiner Patienten. Und die Selbsttötungen? "Das ist der Anfangsschock", sagt Hai-Duong. Neuankömmlinge seien dem nicht immer gewachsen.

Eine Zeitlang sah es so aus, als sei Abhilfe in Sicht. Nicolas Sarkozy zeigte sich entschlossen, die überfüllten Zellen zu leeren. Elektronische Fußfesseln, vorzeitige Entlassung, Straferlass – alles schien dem Präsidenten besser, als die menschenunwürdigen Zustände im Strafvollzug hinzunehmen. Aber wie sollte er auf einmal Milde walten lassen? Hatte er sich seinen Landsleuten nicht jahrelang als Garant der inneren Sicherheit empfohlen? Er hatte Mindeststrafen für Rückfalltäter eingeführt und das Jugendstrafrecht verschärft. Die Folge: 82 000 Straftäter warten auf einen Platz im Gefängnis. Doch nun scheinen dem Präsidenten Zweifel gekommen zu sein, ob eine teilweise Öffnung der Gefängnistore das richtige Signal ist. Täter, die zu zwei Jahren Haft verurteilt wurden, sollen doch nicht in den Genuss von Hafterleichterungen kommen. Und selbst wenn von der elektronischen Fußfessel, vorzeitiger Entlassung und Straferlass bald großzügig Gebrauch gemacht werden sollte: Angesichts der Überbelegung und der langen Wartelisten ist dem Problem auf Jahre hinaus kaum beizukommen.

Präsident Sarkozy will die

**Gefängnisse doch nicht
öffnen.**

"Um die Verbrecher und den Strafvollzug steht es heutzutage schlecht." Christine Imbert sagt das. Die kleine Frau mit den großen Augen kennt beides. Sie ist die Gattin Jacques Imberts, des "Katers mit den sieben Leben", des letzten großen Paten, der es in Marseille zu Ruhm gebracht hat. Die Gangster von heute hätten kein Ehrgefühl mehr. Sie knallten die Menschen einfach ab. Anfang der 90er Jahre hat sie das Gefängnis von Baumettes kennengelernt. Ihr Mann saß dort, "für 17 Monate, weil sie ihm wieder

einmal nicht viel nachweisen konnten", merkt sie stolz an.

Damals war in Baumettes vieles anders. In den Zellen drängten sich weniger Häftlinge. Draußen genossen die Besucher größere Freiheiten. Gegenüber von der Gefängnismauer gab es die Bar "Hier besser als Gegenüber", wo Familienangehörige und Freunde auf ihre hinter Gittern sitzenden Lieben anstoßen konnten. Prostituierte kletterten auf den Balkon des Dachgeschosses, informierten ihre Zuhälter per Zeichensprache über den Gang der Geschäfte. Auf den Hügeln von Baumettes winkten Frauen ihren inhaftierten Männern zu, schwenkten Kopftücher. Für die Gefangenen werden es damals harte Zeiten gewesen sein. Die Hölle war es noch nicht.

Autor: Axel Veiel